Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 45 (1951)
Heft: 6

Rubrik: Schiffsarzt

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

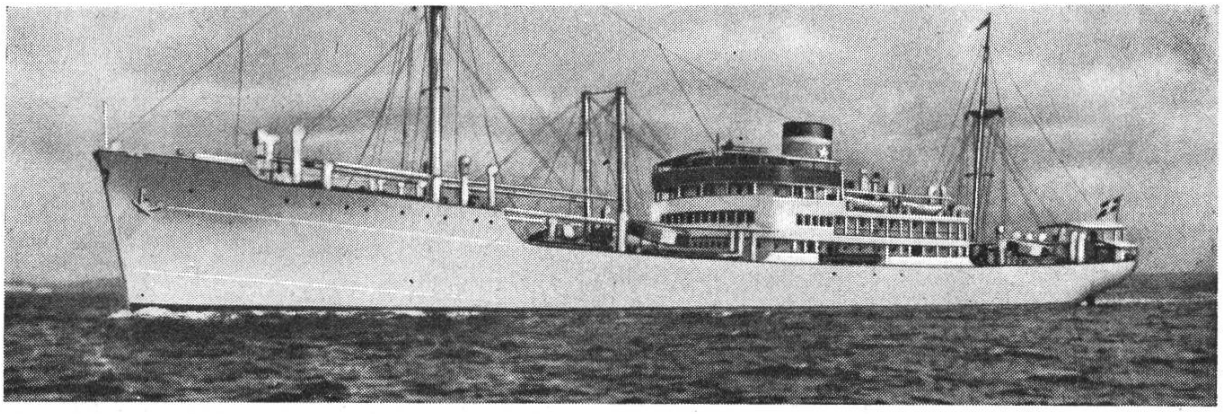
deckte ich da? In der Ecke zwischen Holz und Mauer, war viel Holz weggefressen, so dass sich eine Höhle gebildet hatte, die von vorne nicht gesehen werden konnte. Und diese Höhle war mit Fäden, Papierschnitzeln und Stoffrestchen ausgepolstert. Das war nun ein gemütliches Rattennestchen, und ich kann mir denken, dass sich da die jungen Rättchen recht wohl gefühlt haben.

Ich nahm nun weiter Holz von diesem Stoss, und da fand ich eine zweite Höhle. Sie war etwa 50 Zentimeter von der ersten entfernt und durch einen im Holz ausgefressenen Gang mit ihr verbunden. Diese zweite Höhle war die Speisekammer. Dort waren kleine Aepfel, Haselnüsse, Eicheln, Kartoffelstücklein, Zwetschgen- und Kirschensteine und auch meine Blumenzwiebeln zu finden. Auch von hier ging wieder ein neuer Gang ganz der Wand entlang auf die andere Seite. Und was war am Ende dieses zweiten Ganges? Wieder eine solche Höhle, die als Abort benutzt wurde und voller kleiner schwarzer Kügelchen war. So hatten sich diese Ratten in meinem Keller eine schöne Dreizimmerwohnung eingerichtet und fein sauber gehalten.

Ich habe dann nach einiger Zeit das Loch gefunden, durch welches die Ratten in meinen Keller kamen. Und als ich ein Drahtsieb über dieser Röhre befestigt hatte, blieb es in meinem Keller wieder sauber. M. S.-S.

Schiffsarzt

Dem Artikel «Schiffsarzt auf M/S Cuba» von Dr. med. H. U. F. in Nr. 3, 26. Jahrgang, des «Schweizer Spiegel» entnommen und für die Leser der GZ. nacherzählt.



M/S Cuba — Klischee «Schweizer Spiegel» Zürich

Das Schiff, auf dem ich mich als junger Arzt heuern (anwerben) liess, war ein blitzsauberer, silbergrauer Frachter mit Raum für etwa zwanzig Erstklasspassagiere. M/S heisst Motorschiff. Es ist nicht zu verwechseln mit S/M, das heisst Seiner Majestät Schiff, wie ich vorerst geglaubt hatte.

Vielleicht war es doppelt so lang wie der grösste Zürichseedampfer. Es hatte einen sechszylindrigen Dieselmotor und eine Geschwindigkeit von 17 Knoten = 31 Kilometer in der Stunde. Das ist viel für ein Frachtschiff.

Kaum war ich auf dem Schiff, kam mein erster Patient, ein Matrose. Krankheit: Total betrunken. Er verlangte eine Pervitinspritze. Das Pervitin sollte ihm helfen, die Betrunkenheit zu überwinden, damit er seine Arbeit recht machen könne. Ich stellte meinen Koffer ab, packte aus und gab ihm die Spritze.

Es war ein herrlicher Morgen in der Irischen See. Ich sass mit einem Matrosen auf einem Tau (dickes Schiffsseil, aufgerollt). Wir sprachen vom Fussball. Dabei kam es heraus, dass ich den schwedischen Mittelstürmer Nordahl und den Halblinken Gren dem Namen nach kannte. Das gab mir bei den Matrosen ein kolossales Ansehen. Ich merkte sofort, dass mich die Matrosen nun als ihren Kameraden betrachteten, obwohl ich als Arzt Schiffsoffizier war. Sie fragten mich sofort, ob ich bei ihren Fussballspielen in den südamerikanischen Hafenstädten als «Gooli» mithelfen würde. Und so hütete ich in Chile und Peru das Tor gegen Fussballmannschaften der Kriegsmarine.

Früher haben sich die Seeleute (Matrosen) in den Hafenstädten wüst ausgelebt und ihr Geld mit Alkohol und Schlimmerem vertan. Mit dem Sport haben sie nun ein neues Erleben. Sie denken schon auf der Fahrt an den kommenden Fussballmatch, stellen Mannschaften zusammen, bemühen sich, körperlich frisch zum Kampf anzutreten und den Alkohol zu meiden. Es gibt natürlich immer noch Ausnahmen. Aber der Sport ist hier doch ein Wohltäter.

*

Ein leiser Stolz erfüllte mich, als ich zum erstenmal die schneeweisse Schiffsoffiziers-Uniform trug. Nur die breiten, goldenen Oberstenbänder bedrückten mich als Schweizer etwas. Bei uns in der Schweiz hat man nicht so prunkvolle Rangabzeichen. Auch hatte ich ja gar nicht die Seeoffiziersschule besucht. Aber ich tröstete mich, dass ich meine goldenen Bändel ja auf der medizinischen Hochschule abverdient hätte.

Eigentlich hätte ich auch noch eine marineblaue, sehr teure Offiziers-Uniform anschaffen sollen. Aber der Kapitän vestand, dass sich das nicht lohnte für eine nur dreimonatige Seereise. Er erlaubte mir, in den kälteren Gegenden im Zivilanzug zum Essen zu erscheinen. In den heissen Gegenden fühlt man sich aber in der weissen, leichten Uniform recht behaglich.

Trotz oder wegen meiner eleganten weissen Offiziersuniform verwechselte mich einmal eine Dame mit einem Steward (Schiffskellner) und befahl mir, ihr einen Gin tonic (vornehmer Schnaps) zu bringen. Ich stieg auf den Scherz ein, brachte ihr das Getränk, tat es so geschickt, dass sie gar nicht merkte, dass ich kein geübter Kellner war.

*

Zwischen den Azoren und Venezuela kam er, der vielgefürchtete Blinddarm. Ein schreckliches Ereignis für einen Schiffsarzt.

Ich lag in meiner Kabine auf dem Bett. Weich rollte das Schiff. Ich sah durch die Luke dem Wolkenspiel zu. Da klopfte der Steward:

«Will Doktor so freundlich sein und nach Deckboy Nils sehen, er hat schrecklich Bauchweh.»

Ja, es war eine Blinddarmentzündung. Vielleicht könnte ich sie ohne Operation heilen. Ich hatte alle modernen Heilmittel zur Verfügung: Penicillin, Streptomycin, Chloromycetin. Und ich hatte Glück: Zwei Tage später war alles vorbei, abgeklungen. Ich atmete auf. Der Kapitän auch.

Aber es kam noch einer. Diesmal ging es rasch, heftig. Jeden Moment konnte sich der Eiter in die Bauchhöhle entleeren. Der kleine Offiziersbursche krümmte sich vor Schmerzen. Aber wir lagen im Hafen von La Guaria in Venezuela. Telephon, Taxi, der Kranke wurde über 200 Kurven und 1000 Meter Höhendifferenz in das Spital nach Caracas transportiert. Zwei Stunden später war er operiert und gerettet. Weil ich mit dem Schiff weiterfahren musste, erfuhr ich das erst später auf einer westindischen Insel.

Natürlich kam auch noch der dritte Blinddarm, wieder ein leichterer. Es war eine reizende Blondine aus Singapur.

«Muss ich sterben, Herr Doktor?» wimmerte sie.

«Nein, Sie sollen noch recht lange glücklich leben», tröstete ich und gab ihr heftige Spritzen. Vier Tage später erschien sie wieder an meinem Tisch zum Mittagessen. Diesmal begrüssten wir uns besonders herzlich. Auch tanzte sie wieder und etwa gar nicht schlecht.

*

Schiffskost ist üppig, schwer, setzt Fett an. Minister X hatte ein Springseil mitgebracht. Hüpfte allnächtlich Seil wegen der schlanken Linie. Ich war erstaunt, wie geschmeidig, geschickt er das tat. Es kam aber dann heraus, dass er vor zehn Jahren südamerikanischer Boxmeister gewesen war. Er lehrte mich ebenfalls Seilhüpfen. Und so übten wir oft im Mondenschein Seilhüpfen selbstzweit und plumpsten dann schweissnass in das Schwimmbassin. Zum Abschied schenkte mir dann Minister X sein Seil. Es hängt jetzt zum Andenken in meinem Zimmer.

Wenn die See (das Meer) wild wird, dann werden die Damen blässer. Und viele Stühle am Esstisch bleiben leer.

Ach, da kommt meine hübsche Tischnachbarin! Sie fühle sich wunderbar, sagt sie tapfer. Wirklich ausgezeichnet, stammelt sie, aber sie tat nur so. Ich gebe ihr eine rosa Tablette gegen die Seekrankheit und sie schluckt sie sehr gerne. Auch die Passagiere, die in den Kabinen geblieben sind, nehmen gerne von meinen Tabletten. Denn sie sind wirklich gut gegen diese Uebelkeit, nehmen den Brechreiz. Machen vielleicht etwas schläfrig.

Kinder werden nie seekrank. Frauen sind im allgemeinen anfälliger für Seekrankheit als Männer. Warum, ist schwer zu sagen. Man weiss, dass der Gleichgewichtsapparat im gesunden Ohr empfänglich macht für Seekrankheit (Innerohrtaube werden nicht seekrank).

Am Bug und am Heck des Schiffes, also vorn und hinten, schaukelt das Schiff mehr als in der Mitte. Gunnar, der als Gymnasiast eben die Matura gemacht hatte, wohnte als Schiffsjunge vorne im Schiff. Die Seekrankheit packte ihn. Aber er schämte sich, es zuzugeben. Tagelang kämpfte er dagegen, spielte den tapferen Mann. Wollte nicht zu mir kommen. Aber ich merkte es. Liess eine Portion Tabletten zu den Matrosen in den Bug schmuggeln, redete aber zu niemanden davon. Aber die Matrosen dankten es mit Blicken und grüssten mich besonders nett. (Matrosen werden eben auch seekrank.)

Bei leichter Seekrankheit muss man sich bewegen. Die Leute wollen das nicht glauben. Ziehen sich zurück, legen sich auf das Bett. Immer wieder muss man sie aus den Kabinen reissen. Man soll singen, essen, trinken, plaudern — kurz, etwas tun.

Da war das fünfzehnjährige Töchterchen einer schwerreichen südamerikanischen Fabrikantenfamilie. Es lag leichenblass schon tagelang in der Kabine herum. Ich sagte den Eltern, dass das Kind nur noch kränker werde. Es nützte nichts.

Eines Tages sass sie wieder leichenblass am Tisch, schaute voll Ekel auf die herrlichen Bananen. Da hatte ich genug. «Komm! sagte ich zu ihr und lief mit ihr zehnmal um das Promenadendeck herum. Nachher sass sie wieder am Tisch und biss mit roten Backen lachend in eine Banane — und war wieder guter Dinge.

*

Die Kapitäne lernen auf der Navigationsschule (Schiffsoffiziersschule) etwas von der ärztlichen Kunst. Man hört da gelegentlich unglaubliche Geschichten: Schwerer Sturm nördlich von Australien. Der Kapitän hatte Blinddarmentzündung. Arzt war keiner da. Aber man telegraphierte einem Arzt auf dem Festland. Und dieser Arzt erklärte dem Kapitän durch das Radio, wie er sich den Blinddarm herausschneiden müsse. Und so schnitt sich der Kapitän den Blinddarm selber heraus.

Ich bin Zweifler gegenüber solchen Geschichten. Aber ich glaube, dass man in Todesgefahr allerlei wagt, was sonst ein Rührmichnichtan wäre. Tatsächlich kann man von jedem Schiffe aus einen Chirurgen (Operateur) anrufen, wenn man ihn braucht. Schwere Operationen vollzieht man auf den Schiffen nur dann, wenn das Leben des Kranken in höchster Gefahr ist und eine plötzliche Operation unumgänglich ist.

Während meiner dreimonatigen Seereise habe ich etwa siebzig Kranke behandelt. Aber was für eine bunte Auswahl! Schwarze Hafenarbeiter in Panama, englischen Chemieprofessor, russischen Säugling in Peking,

ehemalige Sekretärin des Nobelpreis-Komitees in Stockholm. Aber es waren meisten herkömmliche Krankheiten. Medizinisch habe ich nicht viel gelernt. An Land habe ich jeweilen lieber das Leben der fremden Völker studiert, als Spitäler besucht.

Der Lohn war recht. 500 Kronen im Monat, das sind 500 Schweizer Franken. Dazu Verpflegung wie ein Erstklasspassagier, Kabine mit Bad. Jedenfalls konnte ich 800 Franken sparen, so dass ich mir für die Rückreise nach der Schweiz ein Flugzeug leisten konnte.

Rätsel

Mit R ist es ein Nagetier,
Mit W deckt's lind die Wunde dir,
Mit G der Frau zur Seite,
Mit M die grüne Weite.
Und zum Beschlusse sagst du stolz:
Ich weiss noch eins, mit L aus Holz!

Gf.

(Auflösung letzte Seite!)

Wer ist der Dummkopf?

In der Kohlerenschlucht bei Thun überwintern Hunderttausende von Nordfinken, Bergfinken sagen die Leute fälschlich. Tags fliegen die Vögel in Scharen nach Futter. Es war an einem Februarabend, so um 5 Uhr. Da sah man in Münsingen ganze Wolken dieser Vögel von Bern her gegen Thun fliegen. Es wollte und wollte nicht aufhören.

«Wieviel sind es?» fragte ein Zuschauer. «Man kann sie nicht zählen», antwortete ein anderer.

Ein Mann sagte: «Das ist doch ganz einfach! Man zählt die Flügel und teilt durch 2, dann hat man die Zahl der Vögel!»

Da mischte sich eine Frau ein und sagte: «O wie dumm!» Die Flügel zählen und durch 2 teilen! Da zählt man doch besser die Vögel, das ist doch einfacher!»

Alle Leute lachten. Schüttelten den Kopf über — ja über wen denn? Wer war der Dummkopf, der Mann oder die Frau? Gf.

Schlau

Meister zum neuen Arbeiter: «Vorläufig bekommen Sie 2 Franken Stundenlohn, später mehr!» Arbeiter: «Dann trete ich die Stelle später an. Adiö, auf Wiedersehen!»